

KATHERINE BOO

Slum. Eine Geschichte
von Leben, Tod und
Hoffnung

Aus dem Amerikanischen
von Pieke Biermann



DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Behind the Beautiful Forevers.
Life, death, and hope in a Mumbai undercity« bei Random House US.

»Slum. Eine Geschichte von Leben, Tod und Hoffnung«
ist erstmals 2012 unter dem Titel
»Annawadi oder der Traum von einem anderen Leben«
im Droemer Verlag erschienen.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe 2015
Droemer Taschenbuch
© 2012 by Katherine Boo
Für die deutschsprachige Ausgabe © 2012 bei Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschenschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München
nach einem Entwurf Społeczny Instytut Wydawniczy
ZNAK Sp. z o.o., Kraków, Poland
Umschlagabbildung: © Gettyimages/Christopher Pillitz;
© Les Stone/Syigma/Corbis
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30061-9

2 4 5 3 1

*Für die zwei Sunils,
die mir beigebracht haben,
wie man nicht aufgibt.*


INHALT

PROLOG Inmitten von Rosen	9
TEIL EINS Die Unterstadt und ihre Bürger	27
1. Annawadi	29
2. Asha	46
3. Sunil	64
4. Manju	87
TEIL ZWEI Feurige Geschäfte	111
5. Das Geisterhaus	113
6. Das Loch, das sie Fenster nannte	129
7. Alles aus den Fugen	146
8. Der Master	168
TEIL DREI Ein kleines bisschen Wildheit	189
9. Der Marquee-Effekt	191
10. Papageien, verraten und verkauft	212
11. Richtig schlafen	228
TEIL VIER Nichts wie weg	239
12. Neun Nächte Tanz	241
13. Etwas Glänzendes	257
14. Der Prozess	269
15. Eis	285
16. Schwarz und Weiß	295
17. Eine Schule, ein Krankenhaus, ein Cricketfeld	309
NACHWORT	323
DANKSAGUNG	333

PROLOG:

Inmitten von Rosen

Mumbai, 17. Juli 2008



Es war kurz vor Mitternacht, die einbeinige Frau hatte schwere Verbrennungen, und die Mumbaier Polizei war auf dem Weg, um Abdul und seinen Vater abzuholen. In ihrer Slumhütte beim internationalen Flughafen trafen Abduls Eltern, ungewohnt sparsam mit Worten, eine Entscheidung. Der Vater, ein kranker Mann, sollte in der müllüberladenen Hütte mit dem Blechdach ausharren, in der die elfköpfige Familie wohnte. Er sollte sich widerstandslos abführen lassen. Abdul dagegen, der Verdiener der Familie, sollte abhauen.

Abdul selbst war wie üblich nicht nach seiner Meinung zu diesem Plan gefragt worden. Er hatte ohnehin längst Hirnstarre vor lauter Panik. Er war sechzehn, vielleicht auch neunzehn – seine Eltern waren hoffnungslos desinteressiert an derlei Daten. Allah in seiner unergründlichen Weisheit hatte Abdul klein und schreckhaft angelegt. Als Feigling, wie er selbst sich nannte. Er hatte keine Ahnung, wie man der Polizei entwischt. Ahnung hatte er vor allem von einem: Müll. Er hatte fast sämtliche wachen Stunden in fast sämtlichen Jahren, an die er sich erinnern konnte, damit verbracht, von reicheren Leuten weggeworfene Sachen aufzukaufen und an Recyclingfirmen weiterzuverkaufen.

Abdul begriff sehr wohl, dass er unbedingt verschwinden

musste, aber er hatte keine Vorstellung davon, wie das ging. Er rannte los, war aber bald wieder da. Ihm fiel nur ein Versteck ein, und das war zwischen seinem Müll.

Er riss die Tür auf und sah hinaus. Die Hütte seiner Familie stand in einer Reihe mit anderen mehr schlecht als recht zusammengenagelten Behausungen, und gleich nebenan war der windschiefe Verschlag, in dem er seinen Müll lagerte. Wenn er es unbemerkt da hinein schaffen könnte, wären die Nachbarn um das Vergnügen gebracht, ihn an die Polizei zu verpfeifen.

Der Mond gefiel ihm dagegen gar nicht: ein blödsinnig heller Vollmond, der die ganze staubige offene Fläche vor seinem Zuhause erleuchtete. Jenseits davon standen zwei Dutzend Hütten anderer Familien, und Abdul fürchtete, dass er nicht der Einzige war, der im Schutz einer Bretttertür nach draußen spähte. Es gab Leute in diesem Slum, die seiner Familie alles Schlechte wünschten, einzig und allein aufgrund der alten Ressentiments zwischen Hindus und Muslimen. Andere hatten einen moderneren Grund für ihre Missgunst: Sozialneid. Abdul war im Müllgeschäft tätig, für das viele Inder nur Verachtung empfanden, und er hatte seine große Familie damit weit über das schiere Existenzminimum hinaus vorangebracht.

Immerhin lag der Platz ruhig da – verdächtig ruhig. Er zog sich wie eine Art Strand bis zu einem riesigen Klärteich, der den Slum nach Osten begrenzte, und abends ging es dort eigentlich hoch her: Leute prügeln sich, kochten, flirteten, badeten, versorgten ihre Ziegen, spielten Cricket, standen Schlange an der öffentlichen Wasserpumpe oder vor einem kleinen Bordell oder schliefen nach dem mörderischen Fusel aus der Bude zwei Türen neben Abdul ihren Rausch aus. Was immer sich in den überfüllten Hütten und auf den engen Slumwegen an Druck aufstaute, konnte sich nur hier auf dem Platz, dem Maidan, Luft verschaffen. Aber seit dem Streit und seitdem

die Frau gebrannt hatte, die bei vielen nur Einbein hieß, hatten alle Leute sich in ihre Hütten zurückgezogen.

Jetzt schien zwischen den streunenden Schweinen, dem Wasserbüffel und den üblichen Betrunkenen, die bäuchlings und breitbeinig herumlagen, nur ein Wesen wachsam zu sein: ein kleiner Junge aus Nepal, der keine Angst vor Gespenstern hatte. Er saß am Klärteich, die Arme um die Knie geschlungen, eingehüllt in glitzernden blauen Dunst – einer Spiegelung des Neonschildes von einem der Luxushotels auf der anderen Seite des Wassers. Dass der junge Nepali beobachten könnte, wo er sich versteckte, fand Abdul nicht schlimm. Adarsh war kein Spitzel. Er blieb nur einfach gern lange draußen, um seiner Mutter und ihren nächtlichen Wutanfällen aus dem Weg zu gehen.

Eine bessere Gelegenheit würde er nicht bekommen. Abdul flitzte zu seinem Müllverschlag und zog die Tür hinter sich zu.

Es war pechschwarz, und es wimmelte von Ratten, trotzdem war Abdul erleichtert. Das hier war *sein* Lager – zehn Quadratmeter, bis an das löcherige Dach vollgestapelt mit den Dingen dieser Welt, mit denen Abdul etwas anzufangen wusste. Leere Wasser- und Whiskey-Flaschen, schimmelige Zeitungen, benutzte Tampon-Einführhilfen, zusammengeknüllte Alufolie, vom Monsun skelettierte Regenschirme, gerissene Schnürsenkel, vergilbte Wattestäbchen, verhedderte Tonbandkassetten, zerfetzte Plastikpackungen, in denen einst Barbiepuppen-Imitate gesteckt hatten. Irgendwo da im Dunkeln lagen auch die dazugehörigen Beebees oder Barblies, verkrüppelt von Experimenten, wie sie mit Spielzeug überfrachtete Kinder mit Dingen anstellten, die nicht mehr zu ihren Lieblingen gehörten. Abdul war im Laufe der Jahre auch zum Experten für die Vermeidung jeglicher Ablenkung geworden: Solche Puppen kamen immer mit dem Busen nach unten auf seinen Schrottstapel.

Geh jedem Ärger aus dem Weg. Das war Abdul Hakim Husains oberste Handlungsmaxime, an diesem Prinzip hielt er so verbissen fest, dass man es ihm regelrecht ansehen konnte. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen, die Wangen waren eingesunken, sein drahtiger Körper von der Arbeit gekrümmt – er war der Typ, der sich auf den Slumwegen durch das Menschengewimmel fädelt, ohne auch nur so viel Raum zu beanspruchen, wie ihm eigentlich zustand. Fast alles an ihm war eingezogen, außer den abstehenden Ohren und den Haaren, die sich mädchenhaft nach oben kringelten, wenn er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

Ein bescheidenes Auftreten, mit dem man nicht auffiel, war nützlich in Annawadi, in diesem Sumpfloch von einem Slum, in dem er lebte. Hier in den aufstrebenden westlichen Außenbezirken der indischen Finanzmetropole drängten sich dreitausend Leute in 335 Hütten – oder obendrauf. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen von Zuzüglern aus ganz Indien, zumeist Hindus aus allen möglichen Kasten und Unterkasten. Abduls Nachbarn kamen aus so vielen und so verschiedenen Glaubensrichtungen und Kulturen, dass er als einer von nur drei Dutzend Muslims in Annawadi nicht mal annähernd durchfand. Für ihn war dieser Slum gepflastert mit Tretminen aus neuen und uralten Querelen, und er war fest entschlossen, in keine einzige zu tapen. Denn Annawadi war eben auch der ideale Ort für den Handel mit reicher Leute Müll.

Abdul und alle anderen lebten illegal auf einem Stück Land, das der indischen Luftfahrtbehörde gehörte. Zwischen dem Slum und der Zufahrt zum internationalen Terminal des Flughafens von Mumbai lag eine von Kokospalmen gesäumte Durchgangsstraße. Fünf piekfeine Hotels zu Nutz und Frommen der fliegenden Kundschaft zogen einen Halbkreis um Annawadi: vier ornamentüberladene Marmormegalithe

und ein schnittiger blauer Glaskasten, das Hyatt. Von deren obersten Etagen aus muteten Annawadi und die anderen illegal besiedelten Flächen an wie ein paar Dörfer, die jemand vom Himmel herab in die Hohlräume der eleganten Modernität gestreut hatte.

»Um uns rum lauter Rosen«, wie Mirchi, Abduls jüngerer Bruder, es einmal beschrieben hatte, »und wir als Scheiße mittendrin.«

Seit der Jahrtausendwende boomte die indische Wirtschaft rasanter als jede andere außer der chinesischen, und in der Umgebung des Flughafens waren rosarote Paläste mit Eigentumswohnungen und gläserne Bürotürme hochgezogen worden. Ein Konzern nannte sich schlicht »More«. Immer mehr Kräne für immer mehr Gebäude, von denen das allerhöchste immer mehr Flugzeugen beim Landemanöver im Weg war: Hoch oben über der Oberstadt war ein smogvernebeltes, erfolgsbesessenes Hindernisrennen im Gange und ließ in kleinen Scheinen ein paar Chancen auf die Unterstadt der Slums hinabrieseln.

Jeden Morgen schwärmten Tausende Müllsammler aus und grasten das Flughafengelände nach verkäuflichem Überfluss ab, nach ein paar Pfund von den achttausend Tonnen Abfall, die Mumbai tagtäglich unter sich ließ. Wie Aasfresser schnappten sie nach zerknautschten Zigarettenpackungen, die aus Autos mit verdunkelten Scheiben geworfen wurden. Wie Straßenkehrer durchkämmten sie Kloaken und durchwühlten Müllcontainer nach leeren Wasser- und Bierflaschen. Wie Plünderer trotteten sie jeden Abend, Jutesäcke voll Müll auf dem Rücken, zurück in ihre Unterstadt. Eine Prozession Nikoläuse mit kaputten Zähnen und viel Sinn für Gewinn.

Abdul hockte dann schon wartend vor seiner rostigen Balkenwaage. Er war noch ein Teenager, stand aber in der Rangordnung des Müllgeschäfts eine Stufe höher als die

Müllsucher. Er war der Händler, der taxierte und ankaufte, was sie gefunden hatten. Und der seinen eigenen Gewinn durch den Weiterverkauf von Müll en gros an kleine Recyclingfirmen ein paar Kilometer weiter erzielte.

Beim Feilschen um Preise war Abduls Mutter der Star der Familie. Müllsucher, die zu viel für ihren Dreck haben wollten, deckte sie mit deftigen Pöbeleien regelrecht ein. Abdul dagegen tat sich schwer mit Worten und redete langsam. Sein Metier war das Müllsortieren – das äußerst wichtige Verfahren, mit dem er die jeweiligen Ankäufe akkurat in über sechzig Kategorien wie Papier, Plastik, Metall unterteilte, um sie gezielt verkaufen zu können.

Natürlich war er schnell. Er sortierte Müll ungefähr seit seinem sechsten Lebensjahr, denn die Tuberkulose und die Arbeit mit dem Müll hatten seinem Vater die Lunge ruiniert. Abdul verdankte sein ganzes motorisches Geschick allein dem Sortieren von Abfällen.

»Du wolltest ja sowieso nicht mehr zur Schule«, hatte sein Vater neulich festgestellt. Abdul war nicht sicher, ob er überhaupt lange genug in einer Schule gewesen war, um irgendetwas beurteilen zu können. Vor langer Zeit hatte er mal ein paar Jahre in einem Klassenzimmer gesessen, aber viel los gewesen war da nicht. Danach hatte es nur noch Arbeit gegeben. Arbeit, die so viel Dreckluft aufwirbelte, dass ihm schwarzer Rotz aus der Nase lief. Arbeit, die noch langweiliger als schmutzig war. Arbeit, von der er annahm, sie sein Leben lang zu tun. Meistens drückte ihn diese Aussicht nieder wie ein Urteilsspruch. An diesem Abend aber, als er sich vor der Polizei versteckte, fühlte sie sich an wie Hoffnung.

Der Brandgeruch war hier im Verschlag nicht mehr so deutlich wahrzunehmen, hier wetteiferte der Müllgestank mit dem Angstschweiß, der ihm in den Kleidern hing. Abdul zog

Hemd und Hose aus und stopfte sie hinter einen kippelnden Zeitungsstapel an der Tür.

Am besten war, überlegte er, oben auf den verknäulten Müllberg zu klettern und sich dicht an der Rückwand einzubuddeln, in zwei Metern fünfzig Höhe und größtmöglicher Entfernung zur Tür. Er war wendig, bei Tageslicht kam er in nur fünfzehn Sekunden auf den geschickt ausbalancierten Haufen. Aber jetzt im Dunkeln konnte ein einziger Fehltritt einen Erdrutsch aus Flaschen und Dosen auslösen, und der würde in alle Welt hinausposaunen, wo er steckte, denn die Hütten standen Wand an Wand, und Wände waren hier dünn.

Von rechts war ein beunruhigendes leises Schnarchen zu hören. Es kam von einem mundfaulen Cousin, der frisch aus dem Dorf zugezogen war und vermutlich davon ausging, dass in der Stadt täglich Frauen brannten. Abdul schob sich nach links und tastete in der totalen Finsternis nach einem Haufen blauer Polyurethansäcke. Die reinsten Schmutzmagneten, diese Säcke. Die sortierte er überhaupt nicht gern. Aber er erinnerte sich, dass er ein Bündel davon auf einen Stapel auseinandergefalteter, feuchter Pappkartons geworfen hatte – ideal für einen lautlosen Aufstieg.

Er ertastete Sackbündel und Pappstapel an der anderen Wand, die seinen Verschlag von der Familienhütte trennte. Er hievte sich hoch und wartete. Die Pappen pressten sich zusammen, Ratten gruppierten sich um, aber zum Glück schepperte nichts Metallisches zu Boden. Jetzt konnte er sich an der Seitenwand abstützen und über den nächsten Schritt des Balanceakts nachdenken.

Jenseits der Wand schlurfte jemand herum. Sein Vater höchstwahrscheinlich. Bestimmt hatte er den Schlafanzug schon ausgezogen, das Polyesterunterhemd hing ihm schlackernd von den Schultern, und er musterte eine Handvoll Tabakkrümel. Und bestimmt hatte er den ganzen Abend lang

mit seinem Tabak herumgespielt, hatte ihn mit dem Finger zu Kreisen, Dreiecken und wieder Kreisen zurechtgeschoben. Das tat er immer, wenn er nicht wusste, was er tun sollte.

Noch ein paar Schritte, ein lästiges Scheppern, und Abdul war bis zur Rückwand vorgedrungen. Er streckte sich aus. Und bereute sofort, seine lange Hose nicht mehr anzuhaben. Moskitos. Die Kanten von aufgerissenen Plastik-Blisterverpackungen, die ihm von unten in die Oberschenkel schnitten. Ein bitterer Brandgeruch hing in der Luft, aber es roch weniger nach Fleisch als nach Petroleum und verschmorter Sandale. Hätte Abdul ihn auf einem der Slumwege aufgeschnappt, sein Magen hätte sich nicht zusammengezogen. Es war geradezu Orangenblütenduft, verglichen mit dem verrottenden Hotelessen, das nachts in Annawadi ausgekippt wurde und dreihundert kotverklebte Schweine ernährte. Jetzt reagierte sein Magen so heftig, weil er genau wusste, was da roch – oder vielmehr wer.

Abdul kannte Einbein seit jenem Tag vor acht Jahren, an dem seine Familie nach Annawadi gezogen war. Er konnte sie gar nicht nicht kennen, denn ihre Hütten waren nur durch ein Laken voneinander getrennt. Schon damals hatte er Probleme mit ihrem Geruch gehabt. Einbein war arm, aber trotzdem immer irgendwie parfümiert. Abduls Mutter Zehrunisa dagegen roch nach Muttermilch und gebratenen Zwiebeln, und sie missbilligte so was.

Seit der Zeit mit dem Laken war Abdul sicher, dass seine Mutter in den meisten Fällen recht hatte. Sie war zärtlich zu ihren Kindern und spielte mit ihnen, und nach Ansicht ihres ältesten Sohns Abdul war ihr einziger wunder Punkt, ihre Art zu feilschen. Im Müllgeschäft waren drastische Lästereien beim Schachern zwar die Regel, aber für Abduls Geschmack befolgte seine Mutter diese Regel allzu schwelgerisch.

»Du dämlicher Loddel mit deinem Zitronenhirn!«, bellte sie mit gespielter Empörung. »Glaubst du etwa, ohne deine Büchsen verhungern meine Babys? Eigentlich müsst ich dir die Hose runterziehen und den Kleinkram wegsäbeln, den du da drin hast!«

Und das aus dem Mund einer Frau, die in irgendeinem weltfernen Dorf dazu erzogen worden war, Burka zu tragen und unterwürfig zu sein.

Abdul, der sich für »altmodisch, zu neunzig Prozent« hielt, fuhr seiner Mutter oft über den Mund. »Was würde dein Vater wohl sagen, wenn er dich so auf der Straße rumpöbeln hört?«

»Zusammenstauchen würd der mich«, konterte Zehrunisa eines Tages, »dabei hat er mich doch in diese Ehe mit einem kranken Mann getrieben. Hätt ich still und brav zu Hause gesessen wie meine Mutter, dann wär'n die Kinder hier alle verhungert.«

Den wunden Punkt seines Vaters wagte Abdul nicht zur Sprache zu bringen: Karam Husain war zu krank, um nennenswerte Mengen Müll zu sortieren, aber nicht so krank, die Finger von seiner Frau zu lassen. Die wahhabitische Sekte, in der er aufgewachsen war, lehnte jede Art von Empfängnisverhütung ab, und von den zehn Kindern, die Zehrunisa zur Welt gebracht hatte, waren neun am Leben.

Zehrunisa tröstete sich bei jeder neuen Schwangerschaft mit dem Gedanken, dass sie eine zusätzliche zukünftige Arbeitskraft produzierte. Abdul dagegen, die Arbeitskraft der Gegenwart, wurde bei jedem neu erwarteten Geschwisterchen besorgter. Dann machte er Fehler, zahlte den Müllsuchern zu viel Geld für Säcke voll wertlosem Krempel.

»Mach langsam«, hatte sein Vater ihm sanft geraten. »Du musst Nase, Mund und Ohren benutzen, nicht bloß deine Waage.« Klopf Metallschrott mit dem Fingernagel ab. Du hörst am Klang, was genau das ist. Kau auf Plastik herum,

um die Dichte herauszufinden. Hartplastik steckst du halb in den Mund und holst Luft. Wenn es frisch riecht, ist es hochwertiges Polyurethan.

Und Abdul hatte gelernt. Nach einem Jahr war genug zu essen da. Nach einem weiteren war auch ein bewohnbareres Zuhause da. An die Stelle des Lakens trat erst eine Trennwand aus Wellblechresten und später eine Mauer aus ausgemusterten Ziegelsteinen, die sein Zuhause zum solidesten Gebäude der ganzen Reihe machte. Beim Gedanken an diese Steinmauer überfielen Abdul allerdings immer gemischte Gefühle: zum einen Stolz, zum anderen Furcht, womöglich waren die Steine ja so minderwertig, dass die Wand bald wegbröckelte, aber drittens auch Erleichterung, weil seine Sinne geschont wurden. Es gab jetzt eine fast zehn Zentimeter dicke Barriere zwischen ihm und Einbein, die Liebhaber empfing, während ihr Mann irgendwo anders Müll sortierte. Seit ein paar Monaten hatte Abdul von ihr nur noch Notiz nehmen müssen, wenn sie auf dem Weg zum Markt oder zur öffentlichen Toilette mit ihren Metallkrücken vorbeigeklackert kam. Die Krücken schienen zu kurz zu sein, denn Einbein streckte beim Gehen immer den Hintern raus – und schwenkte ihn so durch die Gegend, dass die Leute lachten. Ihr Lippenstift sorgte für weitere Heiterkeit. *Die malt sich sogar 'n Gesicht, wenn sie bloß aufs Scheißhaus latscht?* An manchen Tagen war ihr Mund orangerot, an anderen purpurrot, als wäre sie auf den Jambolana-Pflaumenbaum beim Hotel Leela geklettert und hätte ihn kahlgefressen.

Eigentlich hieß sie Sita. Sie war hellhäutig, normalerweise ein Pluspunkt, aber ihr eines verkümmertes Bein hatte den Brautpreis massiv gedrückt. Ihre hinduistischen Eltern hatten das einzige überhaupt abgegebene Angebot angenommen. Es kam von einem armen, unansehnlichen, schwer schuftenden alten Muslim – »der war schon halbtot, aber sonst wollt sie ja keiner«, hatte die Mutter einmal nase-

rümpfend verkündet. Der unmögliche Ehemann hatte Sita den Namen Fatima verpasst, und der missratenen Verbindung waren drei dürre Töchter entsprungen. Die Kränklichste war eines Tages in einem Eimer ertrunken, zu Hause. Dass Fatima gar nicht zu trauern schien, erregte allgemeines Getuschel. Schon ein paar Tage danach war sie wieder außerhalb ihrer Hütte unterwegs, wie immer die Hüften schwenkend und hinter Männern herstarrend, aus goldgesprenkelten Augen, nie mit gesenktem Blick.

In letzter Zeit machte in Annawadi überhaupt jeder viel zu sehr, wozu er Lust hatte, so kam es Abdul jedenfalls vor. Seit Indien prosperierte, waren die alten Vorstellungen, dass man das Leben so anzunehmen hatte, wie die eigene Kaste und die eigenen Götter es vorgaben, mehr und mehr dem neuen Glauben gewichen, man könne sich auf Erden einfach neu erfinden. Mittlerweile redeten auch Annawadier so locker von besserer Lebensqualität, als wäre Fortuna eine nette Tante, die nächsten Sonntag zu Besuch kommt, als hätte die Zukunft nicht die geringste Ähnlichkeit mit der Vergangenheit.

Sein Bruder Mirchi zum Beispiel hatte nichts im Sinn mit Müllsortieren. Er sah sich lieber in einer gestärkten Uniform zum Dienst in einem Luxushotel antreten. Er hatte von Kellnern gehört, die den ganzen Tag lang bloß Zahnstocher in Käsewürfel steckten oder Messer und Gabeln korrekt auf Tischen plazierten. So einen sauberen Job wollte er auch. »Wart's ab!«, blaffte er einmal seine Mutter an. »Irgendwann hab ich ein Badezimmer, so groß wie die ganze Hütte hier!« Oder Raja Kamble, ein kränkelder Klomann, der auf dem Slumweg hinter den Husains wohnte. Sein Traum war eine Wiedergeburt durch Medizin. Eine neue Klappe für sein kaputtes Herz, damit könnte er überleben und seine drei Kinder zu Ende aufziehen. Oder Meena mit den konservativen, zu Gewalt neigenden Alten, sie war fünfzehn und ent-

schieden schärfer auf den Geschmack von Freiheit und Abenteuer, den sie aus Fernsehserien kannte, als auf eine arrangierte Ehe und häusliche Unterwerfung. Oder Sunil, der Müllsucher, viel zu klein für seine zwölf Jahre, er wollte einfach genug zu essen haben, um endlich zu wachsen. Asha, eine Frau vom Kaliber eines Kampfhahns, die neben der öffentlichen Toilette lebte, hatte ganz andere Ambitionen. Sie sehnte sich danach, Annawadis erster weiblicher Slumlord zu werden und auf der Welle der unaufhaltsamen Korruption bis hoch in die Mittelschicht zu reiten. Ihre Tochter Manju verfolgte dagegen ein in ihren Augen hehreres Ziel: Sie wollte Annawadis erster weiblicher Teenager mit Collegeabschluss werden.

Die absurdesten Träume von allen aber hatte Einbein. Das fand jeder. Sie interessierte sich vorrangig für außerehe-lichen Sex, und zwar nicht bloß wegen des Kleingelds. Das hätten die Nachbarn noch verstanden. Doch Einbein wollte via Sex hinauswachsen über das Gebrechen, das die anderen ihr als Namen angehängt hatten. Sie wollte respektiert und attraktiv gefunden werden. Die Annawadier empfanden derlei Begehrt als unangemessen für einen Krüppel.

Abdul selbst wollte einfach nur eine Frau, die keinen Schimmer von Wörtern wie *Loddel* und *Schwesterficker* hatte und der es nicht viel ausmachte, wie er roch, und irgendwann irgendwo ein Zuhause, Hauptsache nicht in Annawadi. Und wie die meisten Menschen im Slum und übrigens auf der ganzen Welt glaubte auch er, dass seine Träume im Einklang mit seinen Fähigkeiten standen.

Inzwischen war die Polizei in Annawadi. Sie kamen über den Maidan auf sein Zuhause zu. Das mussten Polizisten sein. Slumbewohner hatten keinen so selbstgewissen Tonfall.

Die Husains kannten etliche der Beamten von der zuständigen Polizeiwache Sahar. Genügend, um Angst vor allen zu

haben. Sobald die mitkriegt, dass im Slum eine Familie zu Geld gekommen war, kreuzten sie alle paar Tage auf und pressten ihr etwas ab. Der Schlimmste von dem ganzen Haufen war Constable Pawar, er hatte die obdachlose kleine Deepa, die vor dem Hyatt-Hotel Blumen verkaufte, schwer misshandelt. Aber auch die meisten seiner Kollegen würden einem mit Freuden noch auf das letzte Stück Brot rotzen.

Abdul hatte sich innerlich für den Moment gewappnet, in dem die Polizisten den Fuß in die Hütte seiner Familie setzen würden, er war gefasst auf schreiende kleine Kinder und umgerissene polternde Edelstahltopfe. Diese beiden Polizisten waren jedoch völlig ruhig, teilten geradezu freundlich die wesentlichen Fakten mit. Einbein hatte überlebt und im Krankenhaus Abdul, seine ältere Schwester Kekhashan und seinen Vater beschuldigt, sie erst geschlagen und dann angezündet zu haben.

Abdul erinnerte sich später genau, dass die Worte der Polizisten gleichsam wie in einem Fiebertraum durch die Wand zu ihm in den Lagerraum gedrungen waren. Einbein hatte also auch seine Schwester beschuldigt. Dafür wünschte er ihr den Tod, was er sofort wieder bereute. Denn wenn Einbein tot wäre, säße seine Familie noch tiefer in der Patsche.

Wer arm war in Annawadi, überhaupt in jedem Mumbaier Slum, war automatisch schuldig, welches Vergehens auch immer. Abdul kaufte manchmal gestohlenen Metallschrott von Müllsuchern. Er betrieb ein Geschäft, für das es gar keinen Gewerbeschein gab. Allein in Annawadi zu leben war strafbar, seit die Flughafenbehörde illegale Bewohner wie ihn da weghaben wollte. Aber niemand von seiner Familie hatte Einbein Verbrennungen zugefügt. Sie hatte sich selbst angezündet.

Japsend und mit seiner lungenschwachen Stimme beteuerte Abduls Vater, dass seine Familie unschuldig war, als die beiden Polizisten ihn abführten. »Und Ihr Sohn, wo ist der?«,

fragte der eine laut, direkt vor der Tür zu Abduls Lager. Die Lautstärke war ausnahmsweise nicht als Machtdemonstration gemeint. Er wollte wohl einfach das Jammern von Abduls Mutter übertönen.

Zehrunisa Husain hatte auch in guten Zeiten nahe am Wasser gebaut, Tränen waren eins ihrer Lieblingsmittel zur Gesprächseröffnung. Aber jetzt schluchzte sie heftiger als gewöhnlich, weil auch ihre Kinder schluchzten. Die kleinen Husains hingen noch mit argloserer Liebe an ihrem Vater als Abdul, und sie würden die Nacht, in der die Polizei kam und ihn mitnahm, nie vergessen.

Zeit verstrich. Das Jammern verklang. »In einer halben Stunde ist er zurück«, erzählte Zehrunisa den Kindern in schrillum Singsang, einem der Tonfälle, in denen sie log. Trotzdem schöpfte Abdul beim Wort *zurück* wieder etwas Mut. Offenbar waren die Polizisten erst mal weg aus Annawadi, nachdem sie seinen Vater festgenommen hatten.

Es war zwar nicht ganz auszuschließen, dass sie zurückkommen und auch nach ihm suchen würden. Aber nach allem, was er über den Energiehaushalt von Mumbaier Polizisten wusste, war es wahrscheinlicher, dass sie für diesen Tag Feierabend machten. Das verschaffte ihm drei, vier weitere Stunden Dunkelheit zum Schmieden von Fluchtplänen, die mehr brachten, als sich bloß in der Hütte nebenan zu verkriechen.

Abdul fühlte sich durchaus imstande zu gewagten Unternehmungen. Ingeheim bildete er sich zum Beispiel etwas darauf ein, dass die ewige Müllsortiererei seinen Händen schier tödliche Kräfte verliehen hatte – dass er einen Ziegelstein mit einem Hieb halbieren könnte wie Bruce Lee. »Komm, wir holen mal einen«, hatte ein Mädchen gesagt, vor dem er einmal unklugerweise damit angegeben hatte. Er hatte sich schnell rausgeredet. Schließlich wollte er seinen Glauben still für sich hegen und nicht auf die Probe stellen.

Mirchi, sein zwei Jahre jüngerer Bruder, war entschieden kühner, er hätte sich nicht in dem Verschlag versteckt. Mirchi war ein Fan von Bollywood-Filmen, in denen Outlaws mit blanker Brust aus Hochhausfenstern springen und über die Dächer von fahrenden Zügen rennen, verfolgt von um sich ballenden Polizisten, die nie treffen. Abdul dagegen nahm sich jede bedrohliche Situation in jedem Film zu Herzen. Er hatte auch noch immer lebhaft im Kopf, wie er eines Abends mit einem anderen Jungen gut einen Kilometer weit zu einer Hütte gegangen war, in der immer raubkopierte Videos liefen. Der Film spielte in einer Villa, und in deren Keller hauste ein Monster – eine pelzige, orangegelbe Kreatur, die sich von Menschenfleisch ernährte. Abdul hatte dem Besitzer der Videobude hinterher zwanzig Rupien zahlen müssen, um bei ihm auf dem Boden schlafen zu dürfen, seine Beine waren vor lauter Angst so steif gewesen, dass er nicht mehr nach Hause gehen konnte.

Aber so peinlich es ihm auch war, wenn andere Jungen mitbekamen, dass er Angst hatte, es wäre ihm unvernünftig vorgekommen, jemand anders sein zu wollen. Er studierte lieber seine Nachbarn, während er Zeitungen oder Dosen sortierte, Tätigkeiten, bei denen es mehr auf Tasten als auf Sehen ankam. Die Angewohnheit war ein guter Zeitvertreib und brachte ihn auf allerlei Theorien, von denen eine schließlich die Oberhand gewann. Seiner Ansicht nach hingen in Annawadi Glück und Wohlstand nicht nur davon ab, was man machte und wie gut man das machte, sondern auch davon, dass man Unfällen und Katastrophen aus dem Weg ging. Ein anständiges Leben, das war der Zug, unter den man nicht gekommen war, der Slumlord, den man nicht verärgert, die Malaria, die man sich nicht eingefangen hatte. Gut, er wäre schon gern aufgeweckter, aber andererseits war er sicher, eine für seine Lebensumstände fast ebenso wertvolle Eigenschaft zu besitzen. Er war *chaukanna*, wachsam.

»Meine Augen sehen in alle Richtungen gleichzeitig«, so drückte er es auch aus. Er war sicher, ein Unheil schon kommen zu sehen, wenn man ihm noch ausweichen konnte. Einbeins Verbrennung hatte ihn zum ersten Mal kalt erwischt.

Wie spät war es? Auf dem Maidan brüllte eine Nachbarin namens Cynthia: »Wieso haben die nicht gleich die ganze Familie mitverhaftet?« Cynthia war eng mit Einbein befreundet und hasste die Husains, seit ihre eigene Familie mit ihrem Müllgeschäft Pleite gemacht hatte. »Los, wir gehen zur Polizei und sagen, die sollen wiederkommen und die alle mitnehmen«, wiegelte sie die anderen Nachbarn auf. Aus Abduls Hütte kam nur Schweigen.

Nach einer Weile hielt sie zum Glück den Mund. Offenbar brach keine allgemeine Zustimmung zu einem Protestmarsch über den Slum herein, im Gegenteil, die meisten waren sauer auf Cynthia, weil sie mit ihrem Geschrei alle aufweckte. Ganz allmählich schien sich die Spannung der Nacht zu lösen, aber plötzlich schepperten überall ringsum Edelstahl-töpfe los. Abdul schreckte hoch und war verwirrt.

Goldenes Licht sickerte durch die Ritzen einer Tür. Einer Tür, die nicht zu seinem Lagerverschlag gehörte. Einer Tür, für deren Identifizierung er eine Minute brauchte. Er hatte seine lange Hose wieder an und lag anscheinend auf dem Boden der Hütte eines jungen muslimischen Kochs, der auf der anderen Seite vom Maidan lebte. Es war heller Morgen. Das Geschepper um ihn herum kam aus den Nachbarhütten, in Annawadi wurde das Frühstück zubereitet.

Wann und wie war er über den Maidan und in diese Hütte gekommen? Und warum? Die Panik hatte ihm ein Loch ins Gedächtnis gefressen, die letzten Stunden dieser Nacht blieben ihm für immer ungeklärt. Klar war nur eins: Er war im heikelsten Augenblick seines Lebens, in einer Situation, die

Mut und Tatkraft erfordert hätte, in Annawadi geblieben und eingeschlafen.

Im selben Moment wusste er, was jetzt zu tun war: Er musste seine Mutter finden. Er hatte sich als dermaßen fluchtuntauglich erwiesen, dass sie ihm erst einmal sagen musste, was er machen sollte.

»Und lauf schnell«, fügte Zehrunisa noch hinzu, als sie ihre Instruktionen beendet hatte. »So schnell du kannst!«

Abdul schnappte sich ein frisches Hemd und flüchtete. Über den Maidan, vorbei an einer krakeligen Reihe von Hütten, weiter auf einer Schotterstraße. Müll und Wasserbüffel auf der Slumseite. Hyatt-Glitzerglas auf der anderen. Im Laufschrift fummelte er Hemdknöpfe zu. Nach knapp zweihundert Metern erreichte er die breite Durchfahrt zum Flughafen mit den blühenden Gärten zu beiden Seiten, Aushängeschilder einer Stadt, die er kaum kannte.

Sogar Schmetterlinge. Er keuchte an ihnen vorbei und mogelte sich auf das Flughafengelände. Arrivals nach unten. Departures nach oben. Er nahm einen dritten Weg, an einer langen blauweißen Wellblechwand entlang, hinter der Pressluftschlämmer mit lautem Getöse das Fundament für ein protziges neues Terminal aushoben. Abdul hatte immer mal wieder probiert, die Flughafenabspernung zu Geld zu machen. Zwei solche Wellblechplatten klauen und verkaufen, und ein Mülljunge könnte sich ein Jahr lang zur Ruhe setzen.

Er lief weiter, bog scharf nach rechts an einem Halteplatz voll schwarzer und gelber in der Morgensonne glänzender Taxis. Noch einmal nach rechts, in die schattige Kurve einer Auffahrt, über die ein großer, dichtbelaubter Ast ragte. Ein drittes Mal nach rechts und er war bei der Polizeiwache von Sahar.

Zehrunisa hatte es ihrem Sohn sofort angesehen: Dieser Junge hatte einfach zu viel Angst, um sich vor der Polizei zu

verstecken. Sie selbst war auch angsterfüllt aufgewacht, sie fürchtete, dass die Polizisten womöglich ihren Mann verprügeln, zur Strafe dafür, dass Abdul abgehauen war. Und der älteste Sohn hatte die Pflicht, seinen kranken Vater vor so etwas zu bewahren.

Abdul war bereit, seine Pflicht zu tun, beinah freudig sogar. Untertauchen war etwas für Leute, die sich wirklich schuldig gemacht hatten. Das hatte er aber nicht, und er wollte den Unschuldsstempel dafür auf die Stirn. Also blieb ihm gar nichts anderes übrig, als sich den Behörden zu stellen, die solche Stempel hatten – der Polizei, der Justiz. Nicht dass ihm seine kurze Lebensgeschichte irgendeinen Anlass geboten hätte, an deren Prinzipien zu glauben. Trotzdem würde er genau das jetzt versuchen.

Ein Polizist in Khakiuniform mit Epauletten klebte hinter einem grauen Metalltresen. Als er Abdul sah, stand er überrascht auf. Er hatte einen Schnauzbart und darunter fette, fischartige Lippen, an die erinnerte Abdul sich später ganz genau – vor allem daran, wie sie immer erst etwas aufschnappten, bevor der Mann lächelte.